

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 12, 1.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverland fl. 1.60).

— Berlin und Wien, 15. Juni 1899. —

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverland fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

Drei Wagen fahren gegen Abend auf der Chaussee dahin, die Stubbenkammer mit Sahnitz verbindet. Die Insassen hatten einen Ausflug nach dem Herthajee und den Kreideseifen von Stubbenkammer gemacht und

waren auf der Heimkehr begriffen: Sahnitzer Saison-Gäste, die einander an der table d'hôte des Hotel Jahnberg kennen gelernt hatten, wo sie ständige Nachbarn waren.

Im vordersten Wagen sahen drei alte Damen und ein junges Mädchen im Badfischalter, im mittleren zwei Ehepaare.

Im letzten Wagen nur ein einzelnes Paar: der Maler Falstein, — seine Mutter befand sich unter dem

Glückskeblatt im Vorderwagen, — und Frau Rose Bartels, die bewunderte Schönheit der table d'hôte. Sie stand am Schlusse der Zwanziger, er am Schlusse der Dreißiger. Sie hatte vor zwei Jahren in Magdeburg ihren alternden, kränklichen Gatten beerbt und genoss ihre Freiheit, ihren Wohlstand und ihre Vollblüthe mit der Sicherheit der reifen Weltbame; er war einer der fleißigsten und anerkanntesten Portrait-Maler, Junggefelte, Besitzer einer kleinen, netten Villa in Groß-Lichterfelde, in der seine Mutter die Wirthschaft führte, ein „goldenes Gemüth“, wie die alte Dame gern unter der Hand versicherte, und nach der übereinstimmenden Ansicht der übrigen Weiblichkeit im Hotel auch ein „hübscher Mann“. Sie vom dunkeln, er vom blonden Typus.

Ihn hatte es gereizt, sie zu malen, — sie hatte es gereizt, von ihm gemalt zu werden. Er pflegte, wenn er auf Sommer-Erholung ging, grundsätzlich alles Malgeräth zuhause zu lassen; auf einmal hatte er sich kurzer Hand das Nöthigste von Berlin verschrieben und malte hier auf Rügen Studienköpfe nach Frau Rosa Bartels.

Sie kokettirte mit ihm, so wie eine schöne Frau thut, die für einen Mann von Namen etwas bedeuten möchte, zu keinem andern Zweck, als um jeder etwaigen Konkurrenz von vornherein den Rang abzulaufen. Das wurde natürlich ihr, die täglich einige Zeit vor ihm saß, darauf poßirt, reizvoll zu wirken, nicht schwer. Er ordnete an ihr, an ihrem üppigen, glänzenden, dunkelbraunen Haar, an der Haltung des schlanken, blühenden Oberkörpers, rüdt ihr den Kopf zurecht, hieß sie lächeln und verführerisch mit den braunen Augen blitzen, und ein andermal melancholisch träumen: sie besorgte das eine wie das andere zum Entzücken. Sie plauderten bald vertraut, er immer wärmer, sie immer unbefangener, immer mit der nöthigen Reserve dabei.

Das soll einer verjuchen und diese Frau malen, ohne sich in sie zu verlieben! Und ohne zu hoffen!

Die mageren Gänse trotten faul dahin: man nützt sie im Sommer aus, um sie im Herbst wieder zu verkaufen. Der Himmel hängt voll schwerem Dunst, sodaß die Luft unnatürlich dümmert; und jetzt fängt ein feines Geriesel an zu sprühen. Im mittleren Wagen, in dem es sehr munter hergeht, schreit eine Frauenstimme auf: „Mein Hut, mein Hut!“ und plötzlich entfalten sich dort Sonnenschirme.

„Ich fürchte, das wird eher schlimmer, als daß es aufhört,“ sagt der Maler hinten. „Wir haben noch eine Viertelstunde bis Sahnitz, — wie wäre es, wenn wir den Wagen schließen?“

„Sehr einverstanden,“ nickt sie. „Dies Sprühen kennt man, es sieht so unschuldig aus, und im Umsehen ist man durchnäht.“

„Autsch, halten Sie, wir wollen lieber den Wagen schließen.“

Und der Kutscher besorgt das, während die beiden anderen Wagen ihren Weg weiter verfolgen. Er zündet auch die Wagenlaternen an. „Es schadet nichts, wenn wir etwas später kommen,“ sagt Falstein.

Nun sitzen sie im Halbdunkel, ringsum eingeschlossen. Frau Rose ist ermüdet, lehnt sich zurück; sie sind vorher schon ein Weilchen schweigend gefahren. Die Hände hat sie im Schoße, die Arme fest an den Körper gepreßt,



Hausmütterchen. Nach dem Gemälde von V. Mono.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

aber ihre Kleiderfalten berühren den Maler, und dann und wann, wenn es der holperige Weg so will, berühren sich auch ihre Arme. So im Halbdunkel ist das eine ganz andere Sache, als vorher in der freien Luft.

„Frau Rose,“ sagt der Maler, „es wird mir blut-fauer, so neben Ihnen zu sitzen.“

„Warum?“ spricht sie gedankenlos.

„Weil ich Sie liebe, ganz verrückt liebe; haben Sie das noch nicht gemerkt?“

„Ach, — nicht doch,“ sagt sie rasch. „Muß denn das sein?“

„Sie sind mein Verhängniß, Rose. So viele Jahre habe ich mich gegen das Heirathen gewehrt, aber wenn es die Menschenmöglichkeit ist, werden Sie meine Frau. Sagen Sie nicht Nein, thun Sie's nicht.“ —

„Doch,“ sagt sie. „Ich will nicht schon wieder heirathen; ich bin froh, frei zu sein und ein Stück Jugend nach-genießen zu können. Ich taue überhaupt nicht recht zum Heirathen; ich kann eine ganz gute Freundin sein, aber ich bin eine sehr unbequeme Frau.“

„Freundin, — Freundin, —“ ruft er unterdrückt. „Den Freund möchte ich sehen, der Sie einem anderen gönnt. Rose, — geben Sie mir eine Hand, nur eine —“

Sie giebt ihm die Linke, ohne ihren bequemen Sitz zu verändern. Er beugt sich nieder und küßt die Hand, so leidenschaftlich, wie ein Mann nur eine geliebte Hand küssen kann. Dann hält er fest, richtet sich auf und wendet den Kopf zu ihr, nah und näher, um zu prüfen, wie ihr Gesicht aussieht. Er athmet so mühsam, es geht wie ein Sturm heißer Erregung von ihm zu ihr. Und der bleiche Schimmer, der ihr Gesicht malt, zeigt ihm, daß sie die Augen geschlossen hat und daß sie lächelt.

Sie hat einen kühlen, weichen Mund, er fühlt es, denn seine Küsse brennen darauf. Sie erwidert sie nicht, und sie sagt dazwischen: „Nicht doch, — was thun Sie, —“ aber sie sträubt sich nicht und hört nicht auf zu lächeln.

Nun wehrt sie ihn doch ab, legt ihren Arm vor. „Jetzt seien Sie vernünftig,“ spricht sie. „Setzen Sie sich ruhig neben mich.“

„Rose, Du liebst mich,“ ruft er und hält ihre Hand fest und bedeckt wieder die Hand mit Küßen.

„Ich, — ich weiß es nicht. Vielmehr: ich bin Ihnen gut, das leugne ich nicht. Nun seien Sie aber nicht so furchtbar aufgeregt, dabei wird einem ja ganz ängstlich. Eigentlich ist's schade, daß es so gekommen. Es war ein so nettes Verhältniß zwischen uns, daß ich wünschte, es wäre geblieben.“

„Rose, sprich nicht so nüchtern, so entseßlich verständig.“

„Ich bin eine kühle Natur,“ meint sie. „Aber ich gestehe, es ist reizvoll, jemand zu lieben, der so heiß empfindet wie, — wie Du. Es ist möglich, daß darin das höchste Glück liegt, das mir bestimmt ist. Nur das dumme Heirathen —“

„Ich lasse Dich nicht, — sträube Dich nur, aber bleib' mir gut und laß Dich von meiner Leidenschaft tragen, bis mein Tag gekommen ist. Ich habe die Kraft, Dich zu entzünden, und wenn Du wie nasses Stroh wärest. Rose, — Rose, —“

Und mit unterdrücktem Jubel schiebt er seinen Arm um ihren Hals und nimmt ihren Kopf und küßt sie wieder. „Galathea, Galathea, ich küsse Dich lebendig,“ stammelt er dazwischen, denn er fühlt, daß sie wärmer wird.

„Wenn Du es nur nicht bereust,“ sagt sie, als sie Luft hat. „Ich bin sehr anspruchsvoll, das sage ich Dir, und garnicht müßig; ausnahmsweise ja, wenn es mir Vergnügen macht, so auszufragen. Ich maslire und drapire mich damit. Du kennst mich noch viel zu wenig. Jedenfalls bitte ich Dich darum: noch keine Doffentlichkeit! Mir laß Zeit, mich an den Gedanken einer Wiederheirath zu gewöhnen, und Du mußt mich erst genauer kennen lernen. Ja, willst Du?“

„Für mich giebt's kein Zurück, — gut, ich will mir Mühe geben, zu verbergen, — nur einer gegenüber werde ich das schwer können: meiner guten, alten Mutter.“

„Ja so, — hm. Ja, — was Deine Mutter betrifft, — nun, ich weiß nicht, ob die schweigen kann.“ —

„Wie das Grab.“

Eine Pause. Der Sprühregen springt glitzernd auf die Scheiben, aus den Rissen steigt ein muffiger Geruch und mischt sich mit dem Geruch von Leder; eintönig rollen die Räder.

„Wie Du willst,“ spricht sie plötzlich. „Du mußt es ja wissen.“

Ohne Affect sagt sie das. Aber er stutzt doch.

„Ist Dir meine Mutter nicht sympathisch?“ fragt er.

„Das, — das, — wir haben wenig Fühlung mit

einander, glaube ich. Wir sind so sehr verschiedene Naturen.“

„Aber sie ist ein Engel an Güte, und das gleicht alles aus,“ sagt er warm. „Sie ist das anspruchs-loseste, entgegenkommendste, liebebedürftigste und liebe-strahlendste Herz, das Gott geschaffen. Mein Glück ist das ihre, mein Wille der ihre, ich bin ihre Welt, und wenn Du mein wirst, bist Du mit eingeschlossen, Rose.“

„Gewiß, den Eindruck habe ich auch von ihr.“ — Sie löst sich von ihm und späht durch die Scheiben. „Das ist doch Sahnitz, — die Lichter —“

Falstein geleitet seine Mutter treppauf zu ihrem Zimmer. Rose Bartels ist bald nach dem Abendessen schon gegangen: sie sei müde. Ein stummer Händedruck, ein kurzes Aufleuchten in ihren Augen: das war ihr Abschied für den Glücklichen gewesen.

„Mama,“ sagt Falstein vor der Thür, „bist Du sehr schläfrig?“

„Nein, Sohnerl,“ spricht sie verwundert. „Warum fragst Du?“

„Ich möchte mich noch ein paar Minuten zu Dir setzen.“

„Natürlich, komm' nur.“

Die kleine alte Dame läßt den Sohn vorgehen, der Zündhölzer aus der Tasche nimmt und die beiden Lichtstümpfe auf dem Tische anzündet.

„Nun setze Dich, wo Du willst; ich will nur ablegen. Es war doch gut, daß ich das Tuch mitnahm, aber es ist ganz naß geworden.“

Ein rundliches Frauchen, mit etwas hastigen, harten Bewegungen der Arme. Aber wie sie da jetzt auf der Chaiselongue sitzt: eine gealterte Schönheit, mit diesem blassen, eher schmalen als vollen Gesichtchen, ohne viel Runzeln. Welch ein feingeschnittenes Näschen, und was für warme, graudunkle, lebendige Augen!

„Mein schönes, altes Mütterchen,“ sagt Egon Falstein, vertauscht den Lehnstuhl, in den er sich gesetzt, mit dem Platz neben ihr, schlägt den Arm um sie, und sie strahlt zu ihm auf, mit einer Innigkeit allertiefster Mutterliebe, daß er sie küssen muß.

„Was meinst Du zu Rose Bartels, Mutter?“

„Na, na,“ macht sie schelmisch, so wie ein großes Kind. „Ich glaube, Du beschäftigst Dich sehr mit ihr! Und nicht bloß, was das Malen betrifft. Es fällt schon auf; ich habe heute schon von der Rätthin und der Frau Schmieden etwas zu hören bekommen. Ist sie Dir ans Herz gewachsen?“

„Was würdest Du dazu sagen?“

„Nun, sie ist wahrhaftig eine sehr schöne Frau, und warum soll sie einen Mann nicht glücklich machen? Ich bin ihr sehr gut, da kannst Du sicher sein. Sie hat ja etwas Apartes und Zurückhaltendes, manchmal so, als ob sie in einer Welt für sich lebte und als ob wir alte Frauen sie nicht gerade besonders interessirten. Sie ist aber auch eine sehr kluge Frau und deshalb wohl mehr etwas für Männer. Wir sind ja alle verschieden. Vielleicht würdest Du gerade mit solch einer Frau glücklich, ja, ich glaube sogar, daß Du keine andere heirathen würdest, denn sonst hätte ich wohl längst eine Schwiegertochter, die mir etwas von der Wirthschafts-last abnähme.“

Falstein lachte vor sich hin: „Na, Mutterchen, so sieht sie mir nicht aus, als ob sie aufs Wirthschaften er-picht wäre.“

„Das findet sich; was soll sie denn den ganzen Tag vor Langerweile anfangen, wenn Du beschäftigt bist? Aber wenn sie nicht mag, — sie scheint ja wohl-habend zu sein und wird sich Hilfe nehmen. Ist es Dir denn wirklich Ernst? Sei doch recht vorsichtig, liebes Sohnerl, damit Du Dir nicht einen Korb holst. Am Ende will sie hoch hinaus und cajolirt Dich nur aus Eitelkeit, damit Du sie malen sollst, so ein berühm-ter Mann, wie Du bist.“

„Mutterchen,“ — er nimmt den Kopf der alten Frau zwischen beide Hände, — „wenn sie mich nun will? Kannst Du sie als Tochter lieb haben?“

„Ja wirklich?“ fragt sie glücklich. „Natürlich, sie soll soviel Liebe haben, als sie mag; wenn sie mich nur auch ein bißchen gern hat, so eine einfache, alte Person. Aber ja! Sage doch: seid Ihr einig?“

„Ja, Mama, sie will meine Frau werden, wenn ich dabei bleibe; und ich liebe sie ganz gräßlich.“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ sagt die alte Frau, erhebt sich ein wenig und küßt den Sohn, der ihr sonst zu groß ist. „Gottes Segen über Euch! Aber Du sagst nur, daß Du sie sehr liebst, und mir ist das doch so wichtig: ob sie Dich auch so liebt?“

Sie setzt sich wieder, und ihr Auge drückt einige Besorgniß aus.

„Ich denke wohl, Mutterchen; wenn es auch bei

ihr noch nicht so arg ist, wie bei mir, aber ich glaube, das findet sich noch.“

„Gott gebe, daß Du Dich darin nicht täuschest; ich glaube es ja auch. Wenn sie Dich auch zuerst haupt-sächlich nimmt, weil Du ein berühmter Mann bist, so bist Du doch so eine Seele von Mensch, daß ich die Frau sehen möchte, die sich nicht ganz in Dich verliebt, wenn sie Dich erst genauer kennen lernt. Ich bin so glücklich, daß Dein Herz endlich etwas gefunden hat, ich kann es gar nicht sagen. Du glaubst nicht, wie Du mich im Stillen gedauert hast, daß Du so allein durch die Welt gehst, und wie oft ich gebetet habe, daß Gott Dir doch eine Frau bescheren möchte, die Dich recht, recht lieb hat. Ich bin ja alt, und eines Tages werde ich nicht mehr bei Dir sein.“

„Na, na,“ ruft er, „reden wir davon nicht, das ist ja gar nicht auszubedenken.“

„Das kommt aber,“ sagt sie, und dann sieht sie ihn schalkhaft an. „Wann habt Ihr denn das aus-gemacht? Etwas im Wagen?“ Und als er lächelnd nickt: „Ich dachte mir im Stillen beinahe so etwas, wie Ihr Euch beide allein in einen Wagen setztet. Das wird aber einen Sturm morgen geben, wenn es be-kannt wird! Die Rätthin —“

„Mama, beleibe nicht,“ unterbricht er rasch. „Rose will noch nicht, daß es bekannt werden soll.“

„So? Nun, vielleicht hat sie recht. Ich habe auch das Gefühl, daß es hier nicht der rechte Ort dafür ist. Wiewohl eigentlich alles darauf vorbereitet ist. „Du versprichst mir, daß Du ganz darüber schweigen wirst?“ Er hält ihr die Hand hin.

„Natürlich,“ sagt sie und schlägt ein. „Aber muß ich denn gegen Deine Braut auch so thun, als wüßte ich nichts?“

„Ja, Mama. Es ist schon, damit Du Dich nicht einmal verplapperst.“

„Hm. — Nun, wie Du willst, liebes Sohnerl.“

Es war ja nicht durchzusetzen, daß das so geklärt Verhältniß zwischen dem Maler und der schönen Frau unerrathen blieb. Falstein selbst lehnte Anspielungen nur lächelnd ab, und wenn man die alte Dame ins Gebet nahm, so gab sie ihr Nein mit zu viel Kraftauf-wand, als daß es nicht verdächtig geworden wäre; und ihre Blicke streiften viel zu oft und zu zärtlich über die Tafel. Nur Rose Bartels brachte es fertig, völlige Unbefangenheit zu heucheln. Sie behandelte Falstein freundschaftlich reservirt; der Mutter ging sie aus dem Wege, und wenn sie bemerkte, daß diese sie interessirt betrachtete, zog sie Falten zwischen den Brauen, und ein Zucken der Ungeduld ging über ihr Gesicht.

Eines Tages erklärte sie plötzlich zur allgemeinen Verblüffung, sie werde am nächsten Morgen abreisen. Die Situation würde hier unhaltbar, erklärte sie nachher dem erschrockenen Maler. „Gehen wir zusammen irgend-wo anders hin, vielleicht nach Harzburg oder Eisenach, aber nur wir zwei; und machen wir dort gar keine Bekanntschaften. Deine Mutter kann ja hier bleiben, wie?“

„Das nicht,“ sagte er glücklich, „aber das schade nichts, sie geht gern nach Hause, wenn sie erfährt, was wir vorhaben. Sie ist ohne mich außer dem Hause so unbehülflich wie ein Kind. Aber wagst Du denn das mit mir allein?“ Er sieht sie schalkhaft an.

Sie zuckt die Achseln. „Ich bin doch Frau, und ich habe mich nie um Leute-gerede gekümmert.“

„Nun also: gehen wir nach Eisenach.“

„Aber Ihr fahrt drei Tage später. Ich mache in einem Hotel Quartier.“

Und sie fährt ab, mit drei großen Bouquets, von den sämtlichen näheren Bekannten zum Schiff geleitet, die heimlich die Köpfe schütteln. Und drei Tage später fahren Falstein's, und die Köpfe werden noch mehr ge-schüttelt. Ist das Verabredung? Oder hat es einen Bruch gegeben zwischen den beiden, und Falstein ist der Aufenthalt hier verleidet?

Falstein bringt die Mutter nach Lichterfelde, wo das benachrichtigte Dienstmädchen sie erwartet.

„Nun grüße Deine liebe Braut recht schön von der alten Mutter. Gott gebe, daß es Dein Glück ist, liebes Sohnerl, ich bete immer darum.“

Das giebt sonnige Tage in der schönen Umgebung des alten Wartburg-Städtchens. Aus dem bewunderten Meister wird der immer tiefer in Leidenschaft ver-sinkende Liebhaber, während die kokette Ehrjurcht der schönen Witve immer mehr der gefestigten Sicherheit der Siegerin weicht, die ihre Gunstbezeugungen wie Stoff-barkeiten bemißt. Sie kann wohl einmal recht unge-duldig, recht eigensinnig sein. Was schadet's? Sie beseligt ihn.

Sie fragt nicht: Wann heirathen wir? aber er fragt.

Wasserschiff für „Rettung aus Todesgefahr“ einzustreichen. Sie machten auch böse Gesichter, als wir die „schwere Stelle“ mit einer flotten „Abfahrt“ am Bidel über den Schnee hinter uns brachten. Bräderlein, das vorwitzige, wollte es uns nachmachen und schoß als ein Wirbel von Armen und Beinen in den Schnee, was einen vielstimmigen Schrei des Entsetzens hervorrief. Ich bin überzeugt, daß die „gottverfuchende Verwegenheit“, die wir hier entfaltet, am Abend das Gesprächsthema im Grand Hotel zu Madonna di Campiglio gebildet hat.

In dem entzückend schönen Waldthale, das wir jetzt, nach Westen wandernd, durchschritten, gab es zu viel Blaubeeren und Erdbeeren, als daß wir hätten schnell vorankommen können. Wir „lutschten“ uns ganz piano nach Pinzolo hinunter, und schon leuchtete uns das gasliche Dach, als unser Führer noch einmal durch die Mittelhöhe, daß in just dieser Oesteria der

tasche eines Theatermalers. Trotzdem rann uns der Schweiß aus allen Poren, denn es war fürchtbar steil! Glücklicher Weise hatten wir einem graubäugigen Italiener-Teufelinnchen unten Brombeeren abgekauft, die ganzen Hüte voll für einen Soldo! Die mußten uns die Zeit lürzen. Es ist merkwürdig, wie viel unverdauliches Zeug man bei solchen Märschen verdauen kann!

Spät abends kamen wir an die Malga dei Fiori, die „Blumenalm“ auf deutsch. Langgestreckte, aus Blöcken cyclopisch aufgerichtete, mit steinbeschwerten Tannenschindeln gedeckte Schuppen beherbergen hier oben auf einem wundervollen Grasplateau die Rinderherden und ihre Kumassi mit Weibern und Kindern. Wir genossen die einfache Gastfreundschaft dieser Kanadier, — für gutes italienisches Silbergeld. Am rothflackernden, offenen Kienspanfeuer vorn gebraten, hinten eifig

acht Miniatur-Waljschen, einem Stückchen Chokolade und etwas Brod. Wir rechneten darauf, bald nach Mittag in der Malga Stavel Milch und Brod zu erhalten. Aber Meysenhartus, der Gott der Holzwege, hatte es anders bestimmt.

Unterm Südoisgrat verfrühstückten wir, schon sehr spärlich den Rest unserer Vorräthe. Dann überkletterten wir das gefährliche, brüchige Gestein des Grates ohne weitere Zwischenfälle, kamen auf den oberen Firn des Nardisgletschers und von hier aus über ein langes, unendlich langes, kaum geneigtes Schneefeld leicht zum Gipfel der Presanella in jenem wohlthätigen Stumpfsinn, den eine lange ungefährliche Schneestampferlei glücklicherweise immer im Hochtouristen erzeugt. Ich helfe mir immer damit, daß ich die Zahl der noch zu machenden Schritte taxire und dann zähle. Dies Mal zählte ich bis über fünftausend. Eine wunderbare Aussicht von dem



Die Presanella.

beste Wein im Thälchen sprudelt, den eifenden Fuß aufhielt. Auf den morgigen Rasttag durften wir eines süßigen, und so kam's, daß unser Beutel leichter und unser Kopf schwerer war, und daß alle Glocken die Besper läuteten, als wir im Städtchen einzogen. Bei einem Wirthes wundermild luden wir uns zu Gaste. Souper: durchaus nicht Conserven-Gulhas, sondern Rudelesuppe, Wiener Schnitzel, Omelette aux Confitures und Fromage. Ein bißchen Kultur ist zu Zeiten doch nicht ganz verächtlich, mein theurer Jean Jacques! Dann gingen wir zu Bett, — und dann klopfte der Hausknecht an die Zimmerthür und mahnte, es sei Mittag. „Mitten in der Nacht weckt einen der ...!“, klagte der lange Aps, stand aber doch auf, weil er Hunger hatte.

Der Tag war wieder schwül, Gewitterwolken zogen blaueschwarz aus Westen über das Thal, zuweilen fielen einige Tropfen und ein ferner Donner grollte. Wir „maifäxerten“ ziemlich lange, ob wir nicht noch einen Rasttag zugeben sollten? Das Wetter war zu angenehm drohend, als daß das liebe Kneipchen nicht hätte auf uns wirken sollen, wie Capua auf die marschmüden Krieger Hannibals. Aber die Tugend und das Programm siegte! Wir zogen nachmittags ab, begleitet von den Segenswünschen der schwarzäugigen Kellnerinnen, und bogen nach kurzem Marsche auf der schönen Fahrstraße durchs Val di Genova rechts ab ins Thal Nardis.

Dieses „Thal“ ist eigentlich kein Thal, sondern eine Wand. Der Nardisbach, der aus dem Presanella-Firn springt, hat es eilig, ins Thal zu kommen, und wirft sich darum in einem einzigen gigantischen Wasserfall hinunter. Neben dieser brüllenden Kaskade führt der „Weg“ auf einer unendlichen Felsentreppe hinauf. Wie sah ich eine Gegend, die den Landschafts-Decorationen einer großen Bühne so ähnlich ist, wie dieser Aufstieg: moosbewachsene Felsblöcke mit rinnenden Wasserchen dazwischen, nedendes, saftiges Strauchwerk, das Dich sanft streichelt und Dir Deinen Hut nehmen will, wie ein tändelnder, verliebter Badfisch: alles so niedlich, so „schönlich“, wie aus der Phan-

tom Abendwind angehaucht, verspeisten wir unendliche Quantitäten Brod, Butter und Käse und tranken dazu Wasser und Kirschbranntwein. Die krausköpfige Jugend begaßte uns schein von fern, und der alte Großpapa zog an seinem schwarzen Pfeifenstummel, nicht mit dem struppigen Graufopf und zeigte entzückt grinsend seine sämmtlichen Zahnlücken, als wir ihm unseren Tobacco-Beutel zur gefälligen Benutzung offerirten. Diese rohen Mauern vom rothen, zudenden Feuerstein angeglüht, diese wilden, schönen Gesichter unserer Wirthes: das war wie ein Gemälde Salvator Rosa's aus einer sardischen Räuberhöhle.

Später öffnete uns das Rifugio Presanella seine gastliche Pforte. Es lag wie gebadet im Vollmondschein dieser, ach! für einen „guten Schnee“ viel zu warmen und doch so herrlichen, einzigen Nacht. Eine leuchtende Unendlichkeit, so lag die Welt um uns, lautlos sich selbst belauschend, eine Welt, in der es nichts Häßliches und Scharfes mehr gab: gerundet alle Kanten, ausgeglichen alle Ecken, verfließend alle Umrisse in dem klingenden Mondenschein! „Die Weiten athmen Veruhigung“, sagt Verlaine. Wir gingen andächtig zu Bette.

Der nächste Tag begann mit einem schlechten Omen und hielt treulich, was er versprach. Er wurde eine Kette von kleinen Unglücksfällen und wäre beinahe mit einem großen zu Ende gekommen. Die Sache begann damit, daß der Ofen rauchte, so entsetzlich rauchte, daß wir bitterlich weinend mit all unseren Kleidungsstücken ins Freie stüchteten, um unsere Toilette draußen zu beenden. Dabei wurde uns zu unserem Schrecken sofort klar, daß wir nicht froren: folglich hatte es die Nacht nicht gefirnt, der Schnee mußte matsch sein. Die lange Tour konnte angenehm werden. Sie wurde es auch! Dabei ging uns noch in dem Zweikampf zwischen dem Führer und dem widerspenstigen Ofen eine an solchem warmen Tage doppelt kostbare Stunde verloren. Endlich bekamen wir unsere Erbsensuppe und konnten aufbrechen.

Unser Proviant bestand noch aus zwei Sardinienbüchsen

3546 m emporragenden Gipfel lohnte die Mühe. Nordwärts stürzte eine furchtbar steile Eiswand ins Val Stavel hinab, und drüben reckten sich die Eiskuppen der Ortlergruppe in den schwül-blauen Himmel, der Gebedale, der König, der Ortler selbst mit seiner Krone fein geschliffener Gipfelzacken um die majestätische Stirn. Südlich lodte der Adamello, und östlich hinter den wohlbekannten Faden der Brenta ragten die wunderlichen Formen der Dolomiten empor.

Der weiche Schnee und der leere Wagen drängten zum Rückmarsch. Zu viere angefeilt, mein Bruder vorn, ich als zweiter, dann der lange Aps und zuletzt als Sicherung Signor Quintilio, der Führer, umschritten wir den Gipfelfeldom und kletterten über einen steilen Felsgrat auf den Nardisgletscher hinab, der an dieser Stelle steil wie ein gothisches Kirchendach und glatt wie eine Eisbahn abfiel. Die Felsen waren völlig vereist. Mein Bruder, den ich, zwischen zwei Felsblöcken eingeklemmt, am Seile hielt, erreichte mühsam die Eisfläche und hatte sich stufenschlagend bis an eine etwas schneebedeckte und etwas weniger steile Stelle vorwärts, dann folgte ich. Die Kletterei war äußerst schwierig. Der Eisgipfel hinderte mich am Klettern, — leider hatte ich keine Schleife daran, um ihn einzuhängen, — und so geschah es, daß er mir bei der letzten Stemme abwärts aus den verklammten Fingern glitt und pfeilschnell abwärts segelte. Glücklicherweise blieb er wenig oberhalb der Randluft im Schnee steden, sonst hätte ich ihn nie wiedergegesehen.

Ich wußte genau, was nun kommen würde: die meisten Touristen, — mich leider eingeschlossen, — sind auf Eis ohne den Bidel hilflose Geschöpfe. Er ist uns dritter Arm und drittes Bein und Greifklaue. Jetzt sollte ich ohne diesen hilfreichen Engel über das vereiste Kirchendach spazieren, über Stufen, die völlig für einen piddelbewehrten Mann unerschwinglich, aber dem Unbewaffneten nur sehr spärlich Halt boten. — und die ich natürlich auch nicht vertiefen konnte. Ich sagte also: „Achtung, feststehen, ich werde fallen!“ und machte

auch eine Minute später mein Wort wahr. Zappelnd hing ich in der Schlinge. Wäre das Seil gebrochen, so wäre ich meinem Pikel nachgesetzt, wäre aber kaum im Schnee stecken geblieben, sondern hätte mit den Eisingfrauen in der Randluft sterben dürfen. Glücklicherweise hielt der Manisshanf, und ich konnte mich, von den beiden Hintermännern

Schneefeld „abfahren“, um aufatmend den Fuß wieder auf festes Gestein zu setzen.

Wir waren hundsmüde. Fast neun Stunden in matschem Schnee, in dem man regelmäßig bis zur halben Wade und oft genug bis über den Schenkel einbrach, die Bergschube voller Schmelzwasser, in dem jeder Schritt melodisch „quitschte“,

denen, wenn ein Ton die Luft ins Erzittern brachte, jeder Felsblock lebendig wurde und wie eine toll gewordene Gemse hinter uns her sprang. Mir rollte eine tischgroße Platte über den Fuß, ohne mich übrigens wesentlich zu beschädigen. Als verknackte sich das Sprunggelenk ein wenig; aber nichts konnte uns aufhalten. Endlich, es war drei Uhr geworden, tauchte



Neue. Nach dem Gemälde von L. v. Giesch-Brüningern.
Photographie-Vortrag von Franz Kaufmann in München.

emporgehört, an einem Felszacken verfestigen und so lange halten, bis Signor Luincillo sich entschloß, mir seinen Pikel zu leihen. Dann kamen wir glücklich auf die Sella Freshfield, gingen sehr vorsichtig die steile Vedretta Presanella hinab, deren furchtbar dräuende Randluft wir kunstvoll mit Benutzung einer Art von Eisinsel kreuzten, die wie ein Stalaktit mitten aus dem Schlunde emporstand, übten uns dann noch etwa eine Stunde im Spaltenüberspringen und dursteten endlich endlich! den Pikel einjagen und das letzte

hätten wir es fürwahr nicht übel genommen, wenn uns gleich unten an der Moräne ein freundliches „Chalet“ Obdach und Nahrung geboten hätte, wie sie am Fuße der Schweizer Gletscher so häufig den Touristen erfreuen. Aber kein Chalet war sichtbar in dieser grauen, furchtbaren Felsende, in der nichts Lebendiges war, als der milchweiß glühende Gletscherbach und wir hungrigen Mannen. So gab es denn keinerlei Ruhe noch Raft: unser Hunger hegte uns auf gräßlichen Felsensteigen ins Thal hinab, durch verheerete Schluchten, in

tief unten im Thale ein Dach auf: Hurrah, die Malga! Wie müde Säule, die die Krippe wittern, setzten wir in langen, verwegenen Sprüngen den letzten Abhang hinab. O, Weisheitsartus! die Sennhütte war von einer Steinlawine zerschlagen und leer. Ade ihr Träume vom Lande, wo Milch und Käse stehen sollten!

Wir verhandelten im Galgenhumor mit unserem Tyrannen, dem Magen. Er setzte uns eine letzte Frist. Wenn er nicht drunten im Dorfe binnen zwei Stunden zu seinem Rechte kommen

muß er so hell sein, daß er schon mit einem großen Opernglas gesehen werden kann. Nichtsdestoweniger war dieser Weltkörper bis zum Jahre 1898 unbekannt geblieben. Kein menschliches Auge hatte ihn bis dahin erblickt; aber der photographische Platte war er nicht entgangen und deren treue Kunde ruhte in den feuerfesten Räumen der Sternwarte zu Cambridge. Auf den dort vorhandenen Platten stand der Stern, indessen wäre es unter den Millionen anderer Sternchen unmöglich gewesen ihn herauszufinden, wenn nicht die Berechnung auf Grund der Berliner Beobachtungen Fingerzeige gegeben hätte, wo ungefähr man suchen mußte. Tropdem war die Arbeit des Nachforschens eine ungeheure, fast vergleichbar derjenigen, in einem Sandhaufen einen Stednadelkopf zu finden. Madame Fleming prüfte auf zahlreichen Platten viele tausend Sternpunkte, aber keine Spur des Planeten war zu finden. Endlich traf sie auf einer, am 5. Juni 1896 aufgenommenen Photographie auf ein feines Lichtpünktchen, von dem sich beim Vergleich mit einer Platte, die tags vorher aufgenommen worden, zeigte, daß es sich während der Zwischenzeit bewegt hatte. Es war in der That der gesuchte Planet! Mit Hilfe dieses Nachweises konnte man nunmehr den Ort desselben unter den Sternen so genau berechnen, daß die weitere Nachforschung auf früheren Platten höchst einfach wurde. Wirklich stand der Planet auf allen Platten dieser Himmelsgegend bis zur ersten derselben, die im Jahre 1893 aufgenommen worden. Die Platten zeigten, daß der Stern 1893 sehr lichtschwach war, daß er dagegen im Januar 1894 außerordentlich hell wurde, weil er der Erde damals sehr nahe kam, dann aber mit zunehmender Entfernung im März jenes Jahres an Helligkeit abnahm. Die Berechnung ergibt, daß dieser Planet erst im Januar 1924 wieder so hell werden wird als er 1894 war, dagegen kommt er auch im November 1900 der Erde bis auf sechs- bis sieben Millionen Meilen nahe. Nicht unmöglich wäre, daß jemand dächte, es liege eigentlich nicht viel daran, ob wir wissen, daß ein solcher kleiner Planet vorhanden ist oder nicht; denn bei so vielen Sternen komme es nicht sonderlich darauf an, ob wir noch einen mehr kennen lernen. Diese Meinung aber würde sehr unrichtig sein, denn der neue Planet ist schon deshalb merkwürdig, weil er der Erde zeitweise sehr nahe kommt und vielleicht das erste Glied einer bisher unbekannt Gruppe von Planeten bildet. Dazu kommt aber noch der Umstand, daß die Annäherung desselben an unsere Erde ein höchst erwünschtes Mittel gewähren wird, die Entfernung der Sonne zu berechnen. Auf welche Weise diese Berechnung ausgeführt wird, ist Sache der Astronomen, hier interessiert uns allein die Thatsache als solche. Die Entfernung der Erde von der Sonne ist das Grundmaß für alle Messungen in den Himmelsräumen und ihre möglichst genaue Ermittlung bildet eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft. Schon im vorigen Jahrhundert haben die Haupt-Kulturstaaten Expeditionen veranstaltet, um einige günstige Gelegenheiten zur Messung dieser Entfernung auszunutzen, und im gegenwärtigen Jahrhundert hat sich dies in größerem Maße wiederholt. Im Jahre 1900 aber wird der in Rede stehende, neuentdeckte Planet die günstigste, bis jetzt überhaupt dagewesene Gelegenheit darbieten, die Sonnenentfernung zu bestimmen, und diese Gelegenheit wird nicht unbenutzt vorüber gehen. Hätte man diesen Planeten schon im Jahre 1893 entdeckt, so würde man heute die Sonnenentfernung weit genauer kennen als solches jetzt der Fall ist. Man erkennt hieraus, wie weit verzweigt die Beziehungen der astronomischen Erscheinungen untereinander sind. Die Auffindung eines kleinen Lichtpünktchens auf der photographischen Platte führt dazu, die Entfernung, die Größe und das Gewicht des Sonnenballes genau zu messen!

Die Bedeutung der Himmels-Photographie ist mit dem bis jetzt Geschriebenen bei weitem nicht erschöpft, ja eigentlich kaum berührt. Wie ein kleines Lichtpünktchen, das auf mehreren Platten in etwas verschiedenen Stellungen erscheint, auf das Vorhandensein eines Planeten leitet, so zeigt das Auftauchen eines Lichtpunktes zu einer gewissen Zeit an Stellen des Himmels, wo dergleichen vordem nicht stand, große Ereignisse in den Tiefen des Raumes an. In Arequipa werden nicht nur die Lichtpunkte der Sterne photographirt, sondern auch die Farbenbänder, welche dieselben zeigen, wenn man sie durch ein Prisma betrachtet. Heute weiß jeder Gebildete, daß man ein solches Farbenband mit dem Namen Spektrum bezeichnet. Eine besondere Klasse photographischer Platten, welche Arequipa nach Cambridge liefert, zeigt nur die Spektra der Sterne. Als nun Madame Fleming vor einiger Zeit eine Anzahl dieser Platten untersuchte, fiel ihr ein Stern auf, der ein höchst eigenthümliches Spektrum darbot. Man forschte weiter nach und fand, daß dieser Stern auf seiner Platte vorhanden ist, die von 1888 bis zum October 1897 aufgenommen worden sind. Er zeigte sich zuerst auf einer solchen vom 8. März 1898, und zwar als ein so heller Stern, daß er leicht mit bloßem Auge hätte gesehen werden können. Aber kein Mensch hatte darauf geachtet! Schon auf den Platten vom 14. März ist der Stern lichtschwächer, und auf denjenigen vom April 1898 erscheint er schon sehr schwach, wie im Verlöschen. Das Aussehen des photographirten Spektrums lehrt aber weiter, daß jener Stern hell ausleuchtete, weil auf ihm plötzlich eine ungeheure Entwicklung glühenden Wasserstoffgases stattfand, und daß er sich allmählich in einen kleinen bleichen Nebelfleck verwandelte. Man denke sich denselben Vorgang bei unserer Erde stattfindend und wird dann wissen, um was es sich handelt: um Brand und Untergang eines Weltkörpers! Dieses Ereigniß also ist es, was auf den photographischen Platten sich aufgezeichnet hat und ohne diesen Umstand uns Menschen unbekannt geblieben wäre. Niemand aber wird behaupten wollen, daß es für den denkenden Geist gleichgültig sein könne, zu wissen, welche Vorgänge sich im Weltall abspielen; und wenn wir auch die Rathschlüsse der Allmacht nicht zu ergründen vermögen, so bleibt es doch stets ein des

Menschen würdiges Bestreben, den Gedanken nachzudenken, die aus der Schöpfung zu uns sprechen. Dazu bietet die Photographie der Sterne ein wichtiges Hülfsmittel, und es ist zur Zeit noch gar nicht abzusehen, was das kommende Jahrhundert in dieser Beziehung bringen wird.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Ich schicke Dir das Bild von meinen kleinen Brüdern und mir. Du siehst, wir sind drei tapfere Durschen und wollen einmal kramme Soldaten werden.

Meine Brüder Fritz und Karl grüßen Dich herzlich, ebenso

Dein
Otto Schmidt.

Nachdruck verboten.

Das Gift der Fische.

Von Hans Wolf.

Es dürfte heutzutage wohl allgemein bekannt sein, daß der Genuß von verdorbenen Fischen Vergiftungs-Erscheinungen hervorruft; weniger bekannt ist indessen, daß es Fische giebt, deren Genuß unter allen Umständen Krankheit oder sogar Tod zur Folge hat. Früher glaubte man, einzelne Fischarten hätten ein besonderes „Fischgift“, das Vergiftung hervorruft, heute ist man jedoch besser unterrichtet und weiß, daß es ein Fischgift nicht giebt, sondern daß verschiedene Gifte in Fischen enthalten sein können. In südlichen und tropischen Gegenden leben Fische, die ebenso giftig sind wie Kreuzotter und Brillenschlange. Es sind dies die Igel-fische, gewisse Arten der Zweifhorn- und Vierhorn-Gattungen, Diodon und Tetradon. Der Genuß dieser Fische, bei denen die Leber, der Hogen, sowie die Milch besonders verderblich sind, ruft die schlimmsten Krankheits-Erscheinungen hervor und führt in den meisten Fällen den Tod herbei. In China und Japan sind Vergiftungen durch Tetradon sehr häufig, ja es heißt sogar, daß der Fisch öfter zu Mord- und Selbstmord-Zwecken verwendet würde. Manche Fische brauchen indessen von Hause aus gar nicht einmal giftig zu sein, und ihr Genuß ist doch schädlich. So meidet man z. B. auf den Marshall-Inseln manche Fischarten ihrer Giftigkeit wegen, die auf den Karolinen-Inseln ohne Schaden gegessen werden; dies erklärt sich daraus, daß die Fische bei den Marshall-Inseln giftige Nahrung zu sich nehmen, die sich bei den Karolinen-Inseln nicht findet. Für unsere Küche kommen diese Fische sämmtlich nicht in Betracht, und in unseren Gewässern lebt kein Fisch, nach dessen Genuß der Tod eintreten wird. Und doch giebt es bei uns zwei Fische, die „mit Vorsicht“ behandelt werden müssen; wir meinen die Barbe und das Petermännchen. Von der Barbe schreibt bereits im sechzehnten Jahrhundert Konrad von Gesner: „Ihre Eier sind ganz schädlich, denn sie führen den Menschen in Gefahr Leibes und Lebens mit großer Pein und Schmerzen;

nemlich sie bewegen den ganzen Leib mit starkem treiben oben und unten auf, mit großer Angst und Blödigkeit: welches die täglich Erfahrung in vielen Leuten genugsam erzeiget. Auch der Ursach soll ihr Hogen wie gemeldet zu frucht hinweggeworfen werden, damit er nit durch Unwissenheit in die Speiß komme.“ Brehm bestätigt, daß der Hogen der Barbe zeitweise giftig sei, es ist daher erklärlich, daß manche Menschen den Hogen genossen haben, ohne Schaden zu nehmen, während zu Zeiten Massenkrankungen vorgekommen sind, so z. B. „die Barben-Cholera“ im Jahre 1851. Deshalb soll man dem alten Gesner folgen und den Barben-Hogen stets wegwerfen.

Beim Petermännchen (Trachinus draco) ist das Fleisch unbedingt genießbar und vollkommen giftfrei. Der Fisch trägt aber auf dem Rücken, sowie an den Kiemenbedeckten Stacheln, die ihm als Angriffswaffe und Verteidigungswaffe dienen. Jede dieser Stacheln ist auf jeder Seite mit einer Rinne versehen, die von der Spitze bis zur Basis reicht. In dieser Rinne liegt eine feine Nöhre, die sich am unteren Ende etwas erweitert und eine giftige Drüsenmasse einschließt. Wenn der Fisch nun mit den Stacheln verwundet, fließt die Giftmasse in die Wunde und verursacht nicht nur einen sehr heftigen Schmerz, sondern auch starke Geschwulst und Buntfieber. Das Petermännchen nähert sich zur Laichzeit den Mündungen der Flüsse, es vermag lange Zeit auf dem Grunde des Meeres zu verweilen, wo es sich häufig in den Sand vergräbt, so daß nur sein Kopf und die Rücken-flosse freibleiben. Wenn nun ein unvorsichtiger Fischer den Sand, in welchem ein Petermännchen verborgen liegt, mit der Hand durchwühlt oder ihn mit bloßen Füßen betritt, kann er leicht gefährlich verletzt werden, und die Wunde ist nicht selten, daß nach einer schweren Verwundung die Hand oder der Fuß abgenommen werden mußten. Deshalb war das Petermännchen schon zu den ältesten Zeiten berüchtigt und gefürchtet, und noch heutzutage nehmen die Fischer dem mit der äußersten Vorsicht ergriffenen Fisch die gefährliche Flosse.

Das Gift, welches in verdorbenen Fischen enthalten ist, rührt von Bacterien her, welche die Zerlegung des Fleisches verursachen und zum Theil sehr giftig sind. Die Art der Bacterien bedingt denn auch die Schwere der Krankheits-Erscheinungen. Glücklicherweise verlaufen die meisten der durch verdorbenen Fisch hervorgerufenen Vergiftungen ziemlich harmlos; es stellen sich Erbrechen, Schmerzen in der Magenenge und Durchfall, ein, und in ein bis zwei Tagen ist die Krankheit gehoben. Mitunter aber tritt die Krankheit heftiger auf, sie gleicht dann der so gefürchteten Wurstvergiftung und endigt in vielen Fällen mit dem Tode.

Nun kommt es auch vor, daß einzelne Menschen gewisse Fischarten nicht vertragen können und nach dem Genuße krank werden. Dies darf uns nicht beunruhigen, denn es giebt ja auch Menschen, die nach Erdbeeren oder Krebsen Nesselfieber bekommen, oder solche, die den Genuß von Gänseleber oder Kaviar mit Erbrechen oder einem cholera-artigen Anfall büßen müssen. Eine sorgsame Hausfrau braucht überhaupt keine Furcht zu haben, sich und ihren Angehörigen durch Fischgift Schaden zuzufügen, denn sie weiß einen gefunden Fisch von einem verdorbenen zu unterscheiden, auch wird sie die Reste eines Fischgerichtes nicht so lange aufheben, daß sich Gifte entwickeln. Vorsicht ist immer gut, im übrigen kann die Fischnahrung nicht genug empfohlen werden, denn Fischfleisch enthält nicht nur weit mehr Nährstoff als allgemein angenommen wird, sondern ist auch erheblich billiger als Fleisch.



Verjagte Rutter in Hannover. — Es ist uns nicht möglich, Ihre Fragen an dieser Stelle eingehend zu beantworten. Sie finden in dem Buche „Grundriß der Schul-Gesundheitspflege“ von Dr. R. Wehmer (Verlag von Richard Schoep in Berlin) alles Wissenswerthe vereinigt.

Gertrud v. in Offenach. — Die Kejscha hat ihren Namen aus der Besprechungsförmel „Morbis rosada“: Pölle, Pölle die Krankheit. Man glaubte früher, die Kejscha besäße eine schmerzstillende Kraft, und benannte sie daher mit dem Imperativ von rosodare: wieder stillen, beruhigen, heilen. — Die Erklärung des Namens Apfelsine als „Apfel von Sina“ ist falsch; die Frucht wurde von den Portugiesen angeblich im Jahre 1548 aus dem südlichen China nach Pishabon gebracht und daher als Apfel von Sina (Sina ist der ältere Name von China) bezeichnet.

Martha von W. in Karlsruhe. — Vanille in den Thee zu thun ist Sandaliölmas! Der richtige Theeextrakt trinkt ihn sehr schwach, aber ohne jeden Zusatz, auch ohne Zucker, denn jeder Zusatz beeinträchtigt den reinen Theegeschmack. — Es werden nicht selten fremde Pflanzenblätter dem Thee beigegeben. Wenn Sie diese Fälschung erkennen wollen, brauchen Sie nur einige Blätter in Wasser aufzuweichen: Echte Theeblätter erkennt man daran, daß die von der Mittelrippe auslaufenden sogenannten Blattnerven nicht bis an den Rand des Blattes verlaufen, sondern noch bevor sie demselben erreichen, nach oben hin sich zu einer wellenförmigen Linie vereinigen.

Frau v. S. in Wodlitz. — Sie kommen am schnellsten zum Ziel, Kejscheweise von Watten und deren Brut zu befreien, wenn Sie die Kejsche zunächst an einem luftigen Orte mit Schwefel-Kohlensäure besprengen. Hierauf bestreuen Sie mit folgender Flüssigkeit: 100 g verfeinertes Jodpulver, 3 g gepulverten Kampfer, 2 g Naphthalin, 10 g Glycerin und 1 kg Alkohol tüchtig zusammen gemischt und durch ein Tuch durchgeseigt. Die Flüssigkeit muß in einer gut verschlossenen Flasche aufbewahrt werden. Bei der Benutzung des Schwefel-Kohlensäure darfs, infolge der leichten Entzündlichkeit, nie ein brennendes Licht in der Nähe stehen!

W. Bl. in Baderborn. — Glauben Sie doch nicht daran, man hat sich einen schlechten Scherz mit Ihnen gemacht.

Kengierige in Keval. — Die Hagen der Torero's sind sehr verächtlich, je reicher ein Stierkämpfer ist, desto besser wird er bezahlt. Ein Torero von Ruf erhält für jeden Stier etwa eintausend Francs, für den Abend also zwei- bis dreitausend Francs.